

PFA-Seminar vom 24.-26. Oktober 2005

Das Dienst- und Treueverhältnis zwischen Staat und Polizei aus ethischer Sicht

Vortrag:

Materielle Sicherheit und Polizeiethos, Dienstag, den 25. Oktober 2005

Landespolizeipfarrer Kurt Grützner,

Vorsitzender der Konferenz Evangelischer Polizeipfarrerinnen und Polizeipfarrer (KEPP)

Vorstellung der Gliederung des Vortrags

1. **DIE PICKELHAUBE**
Warum mein Opa zufrieden war
2. **DER PORSCHE**
Sind Polizisten heute unzufrieden
3. **DIE KOMMUNE 1**
Der Bruch der Traditionen
 - 3.1. Gesellschaftliche Anerkennung
 - 3.2. Sinnhaftigkeit der Arbeit
 - 3.3. Materielle Sicherheit oder materieller Anspruch
4. **POLIZEIETHOS**
 - 4.1. Martin Luther und sein Berufsverständnis
 - 4.2. Sinnstiften in vermeintlich sinnlosen Situationen
5. **ETHISCHE STREETWORKER**

1 Die Pickelhaube

Warum mein Opa zufrieden war.

Einen Vortrag an der PFA mit einer Geschichte von meinem Opa zu beginnen ist möglicherweise etwas absonderlich. Wäre er nicht Schutzmann in dem kleinen ost-westfälischen Städtchen gewesen, in dem ich meine ersten Lebensjahre verbracht habe.

Ich erinnere mich lebhaft an die Erzählungen meiner Oma: „Mit dem Opa saßen wir immer in der ersten Reihe“, sagte sie – und meinte zum Beispiel den kleinen Theatersaal in der Gastwirtschaft, wo es ab und zu kleine Aufführungen gab. „Wenn ich da mit dem Opa reinkam“, erzählte sie sichtbar stolz, „dann standen die Leute auf und wir wurden auf die besten Plätze geleitet.“ Ich habe das nie gesehen, aber vor meinem inneren Auge sehe ich, wie sich meine Oma stolz bei meinem Opa - selbstverständlich in Uniform – unterhakt und beide aufrechten Ganges zu ihren Plätzen gehen - und Platz nehmen. Wohlbemerkt: Mein Opa war Hauptwachtmeister; nicht Polizeipräsident.

Was ich aber selber gesehen habe, war das Schützenfest. Es war der Höhepunkt im gesellschaftlichen Leben damals. Der Zug bog um die Ecke. Ganz vorne, noch vor dem Tambourmajor, führte mein Opa den Umzug an; natürlich in Galauniform – mit Pickelhaube. Ich wusste damals noch nicht, was Stolz ist. Aber ich glaube: ich war es: Das war mein Opa!

Zuhause sah das allerdings anders aus. Er musste mit seinem Gehalt die Frau, die Tochter und den Enkel durchbringen. Um in unser Zimmer zu kommen mussten meine Mutter und ich durch das Schlafzimmer der Großeltern. Ich erinnere mich an

Steckrübensuppe und saure Milch, die auf den Schrank gestellt wurde, um dann mit dem hartgewordenen Brot und Zucker gegessen zu werden. Ich erinnere mich, dass meine erste Frage, wenn mein Opa aus dem Dienst kann war: „Hast du schönes Wasser mitgebracht, Opa?“ Und ich meinte damit Limonade, die in der Gastwirtschaft an der Ecke in mitgebrachte Flaschen abgefüllt wurde. Und manchmal bekam ich fünf Pfennig. Soviel kostete das „Sahneeis“ in der Bäckerei in unserer Straße. Das war eine Eistüte in die Sahne gefüllt wurde. Ein richtiges Eis hätte 20 Pfennig gekostet.

Ich erzähle Ihnen das nicht als rührende Geschichte der einfachen Herkunft des heutigen Polizeipfarrers, und auch nicht als Glorifizierung der „guten, alten Zeit“, sondern als ein - selbst erlebtes - Beispiel zum Thema: „Materielle Sicherheit und Polizeiethos.“ Und ich stelle die Frage: Wie konnte es sein, dass nicht nur mein Opa, sondern mit ihm seine ganze Familie, so zufrieden mit und stolz auf seinen Beruf als Polizeihauptwachtmeister waren, obwohl die materiellen Bedingungen eher bescheiden waren.

Ich sehe drei Gründe:

- a) er wusste warum und wofür er Polizist war
er sah Sinn seiner Arbeit
- b) die Gesellschaft wusste das auch
sie schenkte ihm Anerkennung
- c) er wusste, dass er materiell nicht üppig ausgestattet, aber abgesichert war.

Nun ist mir natürlich klar, dass das eine andere Zeit war: 50er Jahre, Nachkriegszeit. Die Erfahrung, überleben zu müssen war noch sehr lebendig. Die Erinnerung an den Schrecken des staatliche Chaos ebenso. Und unbestritten wirkten militärische Tugenden noch nach, die ich nun keinesfalls verherrlichen oder gar als Polizeiethos für unsere heutige Polizei anempfehlen will. Dennoch bleibt – aus ethischer Sicht – die strukturelle Frage: In welchem Verhältnis müssen „Sinnhaftigkeit des beruflichen Tuns“, „gesellschaftliche Anerkennung“, und „materielle Sicherheit“ stehen, dass der einzelne Polizeibeamte Berufs- und Lebenszufriedenheit empfindet. Ich setze dabei voraus, dass dieses Ziel der Berufs- und Lebenszufriedenheit nicht nur allgemeine Ziele jedes einzelnen Menschen sind, sondern auch Ziel der Organisation Polizei. Wobei ich dieses Ziel nicht nur als „Pflicht der Fürsorge“ verstehe, die sich aus dem besonderen Treue- und Dienstverhältnis ergibt, sondern auch als eine kluges, organisationsethisches Ziel. Dass zufriedene Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auch höhere berufliche Leistung bringen, muss wohl ich nicht begründen.

2. Der Porsche Sind Polizisten heute unzufrieden

Ich mache einen Zeitsprung um 30 Jahre. 1987: Als frischgebackener Polizeipfarrer mache ich meine ersten Besuche auf Polizeidienststellen. Mein Stolz, dass ich nun sogar durch die Schranke auf den Polizei-Parkplatz fahren darf verfliegt schnell, als ich meinen alten Volvo zwischen das neueste Modell eines Mercedes und einem Porsche parke.

Drinne erwartet mich allerdings anderes, als die Karossen vor der Tür vermuten ließen. Die Klage über die schlechten Arbeitsbedingungen und die schlechte Bezahlung bestimmen meine ersten Gespräche. Oder besser gesagt: Meine ersten Anhö-

rungen. Denn zu Wort kam ich eher selten. Und ich will nicht verschweigen: Nach dem ersten Jahr als Polizeipfarrer meldeten sich schon leise Zweifel, ob meine Berufsentscheidung wohl die richtige gewesen sei. Ein altgedienter Polizeihauptmeister war mein motivierendes Schlüsselerlebnis als er sagt: „Das müssen sie verstehen, Herr Pfarrer, wir haben sonst keinen, dem wir das so klagen können. Und ich finde auch“, fügte er hinzu: „dazu sind sie da!“ Ich erinnerte mich an die biblische Tradition der Klagepsalmen als eine der Grundäußerung meines Glaubens - und nahm meine Berufung an.

Die Frage aber ist mir geblieben: Woher kommt es, dass mein Opa so zufrieden sein konnte als Hauptwachtmeister mit Pickelhaube im Dienst und bei Steckrübensuppe zuhause. Wohingegen es – wenigstens auf den ersten Blick – so schien, als wären die mir nun anvertrauten Polizisten 30 Jahre danach trotz Porsche vor der Tür und Steak auf dem Teller alles andere als zufrieden? Ich vermute, es muss etwas mit den drei Grundbedingungen beruflicher Zufriedenheit zu tun haben, die ich anhand meiner Erinnerungen an meinen Opa entdeckt habe. Die Frage also lautet: Wie haben sich „Sinnhaftigkeit des Berufes“, „gesellschaftliche Anerkennung“ und „materielle Sicherheit“ verändert? Ich behaupte: Alle drei haben sich verändert. Und alle drei bedingen sich gegenseitig.

3. Die Kommune 1

Der Bruch der Tradition

3.1. Gesellschaftliche Anerkennung

Welcher Polizeihauptwachtmeister wird heute noch im Theater nebst Gattin zum Platz geführt? Statt sich ehrfürchtig zu erheben wäre es in den 68gern wohl eher passiert, dass er ausgebuht oder noch ganz anders empfangen worden wäre. Ich glaube, mein Opa hätte das nicht überlebt.

Was hatte sich geändert?

Als die 68ger Studenten den Muff von 1000 Jahren unter den Talaren herausbliesen, bliesen sie damit auch die bis dahin unhinterfragte Anerkennung der Obrigkeit um. Zu Recht! Und Gott sei Dank, sagt auch der Lutheraner, der aber - typisch protestantisch - selbstkritisch anmerken muss, dass natürlich Luthers Schriften zur Obrigkeit an der vorangegangenen Traditionsbildung entscheidend beteiligt waren – eben auch mit allen bekannten negativen Folgen. Diese Tradition brach nun abrupt ab.

Was hat sich im Zuge dieses Traditionsabbruchs für die Polizei – und deren gesellschaftlicher Anerkennung - geändert?

Ich beschränke mich auf die ethische Seite des Umbruchs. Und die beschreibe ich so: In der „Pickelhauben-Ära“ hatte die Polizei per Amt Anteil an der Anerkennung – die der Obrigkeit bis dahin traditionell entgegengebracht wurde. Die Anerkennung des Polizeiberufes war also strukturell durch die Anerkennung der Obrigkeit garantiert. Und das änderte sich tiefgreifend. Jede Form von Obrigkeit wurde in den 68gern radikal in Frage gestellt und die Polizei mit ihr. Aus dem geachteten Dorfgendarm wurde plötzlich der „Handlanger der Obrigkeit“. Mein Opa hätte nicht verstanden, worüber die überhaupt reden. An die Stelle der strukturellen garantierten Anerkennung trat das Bewusstsein, dass alle Macht vom Volk ausgeht. Die Machtbefugnisse der Polizei wurde als geliehene Macht verstanden. Die Anerkennung des Berufsstandes Polizei und seiner einzelnen Angehörigen ergab sich hinfort nicht mehr automatisch, sozusagen von Amtswegen. Vielmehr musste die Polizei ihren Wert darin

beweisen, dass sie dem Grund der Machtverleihung, das friedliche Zusammenleben in unserer Gesellschaft zu garantieren, nachweislich dient.

Dieser Dienstgedanke führt viele leitende Polizisten und Politiker dazu, den Polizeiberuf als Dienstleistung zu verstehen und zu definieren. Ich halte diese Definition aus ethischer Sicht für zu kurz gegriffen und will das an einem Beispiel verdeutlichen: Im Polizeidienst geschieht etwas qualitativ anderes als beim Schuhputzer auf dem Frankfurter Hauptbahnhof – wiewohl ich es zuweilen genieße, mir dort von ihm die Schuhe putzen zu lassen und diese Dienstleistung angesichts meiner sonst bei solchen schuhputzerischen Selbstversuchen immer schuhcremeverschmiert zurückbleibenden Hände, sehr wohl zu achten weiß und diese Dienstleistung darum auch durchaus schätze! Aber Polizeidienst ist etwas anderes! Polizeidienst dient dem friedlichen Zusammenleben der Menschen in unserem Land! Und dafür ist die Polizei mit besonderen Rechten – zu recht – versehen. Und nun wird die Polizei – ebenso zu recht – daran gemessen, ob sie diesen Dienst zufriedenstellend erfüllt. Die Pickelhaube allein reicht nicht mehr. Ganz im Gegenteil. Und damit komme ich zur zweiten Bedingung der beruflichen Zufriedenheit – nicht nur meines Opas sondern auch heutiger Polizisten: Sie müssen einen Sinn in ihrer Arbeit sehen.

3.2. Sinnhaftigkeit der Arbeit

Und da gehen die Umbrüche weiter. Denn nicht nur die Selbstdefinition der Polizei hatte sich geändert, sondern natürlich auch die Bürger. Die wussten nun, was ihre Rechte waren – auch das: zu recht. Aber das machte den Polizeidienst nicht einfacher.

Ihnen brauche ich nicht darzulegen, was Polizistinnen und Polizisten im täglichen Dienst alles widerfährt. Ich greife darum zwei Strukturelemente heraus, die Einfluss auf die Sinnhaftigkeitserfahrung von Polizisten in ihrem Dienst haben. Das eine ist:

a) „Wir arbeiten für den Papierkorb“.

Und das andere:

b) „Wir können mehr als wir dürfen“.

Beides hängt mit dem Rechtsstaat und seiner Gewaltenteilung zusammen. Auch dieses muss ich an dieser Stelle nicht erläutern. Ich wende mich daher der ethischen Betrachtung dieses Befundes zu und skizziere dessen Auswirkung auf das Empfinden der Sinnhaftigkeit des Polizeidienst tuenden Beamten.

a) „Wir arbeiten für den Papierkorb“

Wenn das Sonderkommando City in Kassel die „Drogenplätze“ aufsucht, trifft sie „alte Bekannte“. Und wie das eben so ist, bei alten Bekannten: die Begegnung läuft nach einem gewissen Ritus ab. Nun habe ich als Theologe natürlich garnichts gegen Riten – wenn sie denn dem Leben dienen. Dieser Ritus hier kann sich aber leicht ins Gegenteil verkehren. Im schlimmsten Fall bekommt der Polizeibeamte den Stinkfinger gezeigt, mit den Worten kommentiert: „Nimm mich nur fest. Morgen stehe ich zur gleichen Zeit an gleicher Stelle und werde das Gleiche tun.“ Es folgt der Papierkram und es wartet der Papierkorb.

Das ist sicher etwas schematisch dargestellt. Aber es wird wohl deutlich, worum es geht. Nicht nur bei der Sodko-City. Im äussersten Fall kann das dazu führen, dass der einzelne Polizeibeamte an seiner Arbeit „ver-rückt“ wird – und zwar kann er in die Richtung „ver-rückt“ werden, dass er deswegen keinen Sinn mehr in seiner Arbeit sieht, weil er nicht sehen kann, dass sie zum Erfolg – und das wäre, so gedacht, zu

einer gerechten Strafe führt. Und wiederum im Extremfall kann das dazu führen, dass er dem polizeilichen Gegenüber schon mal eine kleine Strafe mitgibt. Die hat er dann jedenfalls sicher.

Gott sei Dank ist das die Ausnahme. Und es ist mir auch bewusst, dass Polizeiführung darum weiß und darauf reagiert. Zum Beispiel, dass solche und ähnliche Aufgabengebiete zeitlich begrenzt übertragen werden. Dennoch ist diese Gefährdung des Sinnverlustes im beruflichen Handeln der Polizei im Auge zu behalten – und gegebenenfalls auch noch mit anderen Führungsmaßnahmen zu begegnen. Aber dazu später.

b) Ein zweiter Sinnverlust lauert in der Erkenntnis: „Wir können mehr, als wir dürfen“. Nun kann man das vordergründig als Klage oder Rechtfertigung hören. Ich will Ihr Augenmerk aber einmal auf den ethischen Gehalt dieses Spruches lenken. In ihm drückt sich nämlich ein sehr hoher ethischer Anspruch aus: nämlich der der Selbstbeschränkung. Ich denke, ich muss nicht darlegen, was es schon im privaten Leben bedeutet, auf Grund höherer Einsicht auf etwas zu verzichten, was ich eigentlich erreichen könnte. Da muss schon viel auf die ethische Wagschale kommen, dass Menschen das schaffen. Von unseren Polizistinnen und Polizisten erwarten aber genau das – und das nicht nur im Privaten, sondern in ihrem ganzen Beruf. Wir erwarten von ihnen, dass sie die vom Gesetz vorgegebenen Beschränkungen nicht einfach nur hinnehmen, sondern auch verstehen und für sich und ihren Dienst akzeptieren. Die atemberaubende Ausweitung der polizeilichen Rechte nach dem 11. September kann man auch als Hinweis darauf sehen, wie schwer diese ethische Leistung der Selbstbeschränkung ist.

Sinn in der beruflichen Arbeit des Polizisten zu finden verlangt also zwei ethische Leistungen vom einzelnen Beamten: a) Er muss verstehen und akzeptieren, dass er keinen weiteren Einfluss auf den Erfolg seiner Arbeit hat. Und b) Er muss verstehen und akzeptieren, dass er sich selbst beschränken muss. Das sind zwei sehr anspruchsvolle ethische Leistungen, die wir von unseren Polizistinnen und Polizisten verlangen. Dass das nicht immer und überall gelingt, ist menschlich. Zu überlegen ist, welche Unterstützung möglich und notwendig ist, dass der einzelne Beamte trotz dieser ethischen Beschwernisse Sinn in seinem beruflichen Handeln findet.

3.3. Materielle Sicherheit oder materieller Anspruch

Damit komme ich zur materiellen Sicherheit. Nicht, dass mein Opa keine materiellen Wünsche gehabt hätte. Sicher hätte er auch gerne mal ein Steak auf dem Tisch gehabt – von einem eigenen Auto mal ganz zu schweigen. Dennoch scheint er zumindest zufrieden damit gewesen zu sein, materiell abgesichert zu sein. Das ist ja heute, eben wegen des Dienst- und Treueverhältnis im Berufsbeamtentum auch noch so. Als Beamte sind wir und unsere Familie „alimentiert“. Das ist etwas anderes, als gerechten Lohn für die zur Verfügung gestellte Arbeit zu bekommen. Wenn ich meine Studenten heute nach ihrer Berufsmotivation frage, rangiert die materielle Sicherheit durchaus wieder ganz oben. Von meinem Großvater aus gesehen ist das ja aber auch schon die Urenkel-Generation. Was ist aber mit der dazwischen. Warum war die Klage in den Dienststellen so groß, wo davor doch Status-Symbole auf vier Rädern“ standen, die sich nicht jeder leisten konnte? Ich glaube, es liegt an zwei Wandlungen auch in diesem Bereich des Materiellen. Die eine ist:

- a) Aus materieller Sicherheit wurde materieller Anspruch. Die andere:
- b) Der materielle Anspruch sollte gesellschaftliche Anerkennung und persönliche Sinnfindung des beruflichen Tuns schaffen.

Zum ersten: Ich behaupte, aus „Materieller Sicherheit“ wurde „Materiellem Anspruch“. Um Missverständnissen gleich vorzubeugen: Es folgt jetzt keine moralisierende Predigt zu Demut und Verzicht. Auch wird es keinen Sermon darüber geben, dass alles Weltliche nichtig sei – oder salopp ausgedrückt: das letzte Hemd keine Taschen hat. Es geht auch nicht um eine christliche Armutsethik, der jede Form von Besitz per se suspekt ist, weil ein Kamel leichter durch ein Nadelöhr geht, als dass ein Reicher in den Himmel kommt. Und ich mache auch nicht die „Dritte-Welt-Kiste“ auf, um zu zeigen, wie unverschämt gut es uns doch geht – wiewohl ein Blick dorthin sehr wohl vieles an unserem Anspruchdenken verändern kann.

Und dennoch halte ich es für eine Aufgabe der Kirchen, das Nachdenken über unsere – in diesem Fall eben – materiellen Ansprüche zu überprüfen. Und das tue ich zuerst mit einem Blick darauf, was sich denn nach der Zeit meines Polizei-Opas geändert hat. Wir haben für diese Zeit einen theologisch sehr interessanten Namen gegeben. Wir nennen diese Zeit weithin die des „Wirtschafts-Wunders“. Und ein Wunder ist ja etwas, das man kaum glauben kann – wie die Wundergeschichten des Neuen Testaments ja zeigen. Sogar Naturgesetze werden da außer Kraft gesetzt. Dass können aufgeklärte Menschen kaum glauben. Aber das Wirtschaftswunder: Das ist passiert. Und wie in der Bibel, wollten die Menschen natürlich an dem Wunder teilhaben. Von dem Kranken am Teich Betesda erzählt uns das Neue Testament, dass er 38 Jahre dort gewartet hat, um endlich an dem Heilungs-Wunder teilhaben zu können.

So lange wollten die Menschen auf das Wirtschaftswunder allerdings nicht warten. Und das kann ich verstehen. Schließlich bin ich selber ja Kind dieses Wunders. Und dennoch glaube ich, ist eben in dieser Zeit und sozusagen unter der Hand der Wechsel geschehen, den ich oben avisiert habe: Aus der materiellen Sicherheit wurde der materielle Anspruch. „Sie haben einen Anspruch darauf“, höre ich noch Sozialarbeiter der 70er, 80er Jahre ihren Klienten ermutigend sagen. Und das ist ja auch gut und richtig. Eine Gesellschaft ist nur so gut, wie gut es ihren schwächsten Gliedern geht. Das ist Kernüberzeugung protestantischer Sozialethik. Daraus folgt die Parteinahme für die „Mühseligen und Beladenen“. Und die ist heute, wo die Wirtschaft kein Wunder mehr ist, notwendiger denn je und ist Christenpflicht. Wobei: Materieller Anspruch ist ja nun auch nicht „per se“ einfach schlecht. Er wird aber da gefährlich, wo er sich verselbständigt und zum Ersatz wird. Und beides, glaube ich, ist geschehen. Und da lauert die Gefahr: Denn materiellen Ansprüchen immanent ist, dass sie nie vollends befriedigt werden können. Ich kann mir den neuesten Porsche kaufen. Es wird immer noch ein besseres Modell geben. Und wenn nicht gleich, dann gewiss im nächsten Jahr. Spätestens bei der IAA in Frankfurt. Und dann ist mein Porsche alt. Als Theologe fällt mir der Turmbau zu Babel ein. Da schlägt Gott zwar drein, und das ganze Ding stürzt zusammen. Erzählt wird damit aber auch, dass menschliches Leben geschöpfliches Leben ist, das Beschränkungen unterliegt – der Tod ist die einschneidendste Beschränkung unseres Lebens. Aufgabe menschlichen Lebens ist, gar nicht die Beschränkungen fatalistisch hinzunehmen, sie aber zu sehen, anzuerkennen und sie kreativ zu gestalten.

Und eben das fällt umso schwerer, wenn materieller Anspruch zum Ersatz wird. Natürlich gibt und muss es soziale Statussymbole geben. Sie sind im positiven Sinne gesellschaftliche Ordnungsfaktoren. Nur kommt der Porsche bei weitem nicht an die Pickelhaube heran. Die Pickelhaube symbolisierte ein ganzes Wertesystem, in dem

„Sinnhaftigkeit beruflicher Arbeit“, „gesellschaftliche Anerkennung“ und „Materielle Sicherheit“ zusammenkamen. Und ein neueres Modell der Pickelhaube wäre keine Gefährdung aller drei Elemente gewesen. Das neuere Porsche-Modell aber schon. Und noch eins: Porsche kann jeder fahren – vorausgesetzt er hat das notwendige Kleingeld. Hier wird kein Beruf symbolisiert und nichts über die gesellschaftliche Anerkennung gesagt.

4. Polizeiethos

Bis hierhin habe ich versucht, die Auswirkung der gesellschaftlichen Neuorientierung auf den Polizeidienst nach dem Krieg nachzuzeichnen: Die sozusagen von Amts wegen garantierte gesellschaftliche Anerkennung zerbrach. Sinn im beruflichen Handeln zu finden wurde unter den neuen Bedingungen schwieriger. Der Versuch, beides durch materielle Ansprüche zu kompensieren musste misslingen.

Bleibt also die Frage, welchen unterstützenden Beitrag ein Polizeiethos für die notwendige Neuorientierung leisten kann. Ich schicke meine These voraus. Sie lautet: „Führen heißt Sinn stiften in vermeintlich sinnlosen Situationen.“ Was ich damit meine ist: Polizeibeamtinnen und -beamte brauchen so etwas wie eine „Metamotivation“. Diese zu vermitteln ist Führungsaufgabe.

Ich will darlegen, wie ich auf diese These komme und mache dazu einen sehr kurzen theologischen Ausflug zu

4.1. Martin Luther und sein Berufsverständnis.

Die mittelalterlich Ständeordnung kannte nur einen, von Gott direkt berufenen Stand: den geistlichen Stand. Ihm gehörten Priester und Ordensleute an. Die anderen Berufs-Stände galten als rein weltliches Ordnungssystem. Luthers reformatorischer Ansatz aber sah keine Trennung eines Heiligen Bereiches und eines „nur“ weltlichen. Sondern für ihn war die gesamte, real vorfindliche Welt konsequent Gottes Welt. Das hieß für ihn: Da, wo jeder Mensch stand hatte Gott ihn hingestellt. Es gab keinen besonders berufenen Stand der Priester mehr, sondern Gott hatte seiner Überzeugung nach jeden Menschen in den Stand berufen, in dem er sich fand. Das theologische Schlagwort dafür heißt: „Priestertum aller Gläubigen“, was eben nicht heißt, dass alle Gläubigen das Amt des Priester ausführten, also das Evangelium predigten und die Sakramente verwalteten. Es hieß aber sehr wohl, dass jeder Gläubige in dem Stand, in den Gott ihn berufen hatte, in der Ausübung seines Berufes (daher kommt nämlich der bis heute gebräuchliche Begriff), Gott diene – also Gottesdienst feierte. Diese Aufwertung des weltlichen Berufes als Gottesdienst hat weitreichende Folgen gehabt. Denn wenn mein Beruf Gottesdienst ist, dann muss ich ihn natürlich auch sehr gewissenhaft ausüben. Protestantisches Arbeitsethos und Pflichtenethik entstanden daraus, die besonders das Preußisch geprägte Berufsbeamtentum beeinflussten. Und auch wenn diese reformatorischen Wurzeln heute wahrscheinlich weithin keine bewusste Bedeutung mehr bei den Berufstätigen haben werden, haben sie dennoch Anteil am Bild vom „ordentlichen und pflichtbewussten Deutschen“, das zuweilen ja auch als Karikatur dient und in der Tat zugegeben werden muss, dass die Arbeits-sucht oder um es im amerikanisierten Begriff zu sagen: der „workoholism“ seine Wurzeln durchaus auch hier haben kann.

Das wäre dann die negative Seite der Medaille. Die positive, wegen der ich diesen kurzen Ausflug in die Theologie gemacht habe ist aber die Erkenntnis, dass ein Beruf

– und der der Polizei insbesondere – einer Metamotivation bedarf. Die Kategorien des „beruflichen Erfolgs“, der „gesellschaftlichen Anerkennung“ und auch der „materielle Sicherheit“ allein, können die Berufszufriedenheit von Polizistinnen und Polizisten nicht erreichen. Luthers „Metamotivation“ für den Beruf bestand darin, dass er jedem Menschen zusprach: Das was du in deinem weltlichen Beruf tust, in den Gott dich berufen hat, das ist Gottesdienst. Ich denke schon, dass es wert und möglich ist, evangelische Christen – auch in der Polizei – daran zu erinnern. Ich weiß aber auch, dass dieser theologische Satz nicht 1:1 als das Ethos für die Polizei verkündet werden kann. Die reformatorische Idee aber, dass berufliches Handeln – und das der Polizei insbesondere – einer Metamotivation bedarf, kann sehr wohl einen Beitrag zum heutigen Polizeiethos liefern. Und diesen Beitrag nenne ich mit meiner These, die lautet: Führen heißt Sinn stiften in vermeintlich sinnlosen Situationen.

4.2. Sinnstiften in vermeintlich sinnlosen Situationen.

Ich mache das ein meinem Beispiel der SodKo-City in Kassel deutlich und lege der Dienstgruppe bei Dienstantritt einmal die nach dem „dinner for one“ abschließende Frage des Buttler James in den Mund: „Same procedure than least year, Chef?“ Der Chef nun kann mit den Worten von Miss Sophie antworten: „Same procedure than every year, Jungs.“ Ich mutmaße mal: wenn das „many years“ so geht, wird die polizeiliche Arbeit entsprechend sein. Der Chef könnte aber auch aus der Rolle der Miss Sophie heraus, und – ich bleibe mal im Bild – erklären, warum das für Miss Sophie so wichtig ist, dass sie sich schon ein ganzes Jahr darauf freut – naja: ich merke schon, das Bild taugt jetzt nicht mehr gar so viel. Regt es doch zu viele Nebenassoziationen an. Jedenfalls tritt James – mehr oder weniger aufrecht – seinen Dienst an: „I'll do my very best“.

5. Ethische streetworker

Zurück zur Führungsaufgabe in der Polizei. Natürlich weiß ich, dass es solche sinnstiftenden Führungsgespräche gibt. Dennoch glaube ich, dass es noch mehr geschehen darf: dass nämlich Polizeiführerinnen und Polizeiführer aller Ebenen ihre Führungsaufgabe darin erkennen, immer und immer wieder den Geführten den Sinn ihres jetzt aktuell anstehenden Dienstes zu eröffnen. Wie das im Einzelnen aussieht ist ihr Handwerk, da kann ich nicht mitreden. Ich kann Ihnen aber aus ethischer Sicht das mitgeben, das ich auch meinen Studenten mitgebe. Denen sage ich – wenn sie Zweifel an der Sinnhaftigkeit von Ethik-Unterricht in der Polizeiausbildung haben – und die haben sie! – denen sage ich möglichst schon in der ersten Stunde, dass ihr Beruf der ethischste ist (wenn es einen solchen Superlativ überhaupt gibt) den ich mir vorstellen kann. Ich nenne sie: „ethische streetworker“ Und zwar deswegen: die Werte, die wir unserem Zusammenleben gegeben haben, werden mittels der Gesetze in fast jede nur denkbare Konfliktlage im gesellschaftlichen Zusammenleben – wie man so schön sagt – heruntergebrochen. Polizistinnen und Polizisten sind die Menschen, die in unserem Auftrag diesen Gesetzen zur Geltung und Einhaltung verhelfen. Das heißt: Polizistinnen und Polizisten sind diejenigen, die dafür sorgen, dass wir so zusammenleben können, wie wir es als gut erfahren haben und darum so wollen: in Frieden und Freiheit, zu der die Ordnung als dem dienender Wert gehört. Und das tun sie in allen denkbaren und unvorstellbaren Situationen des realen Lebens: Darum „ethische streeworker.“

Ich erwarte nicht, dass Polizistinnen und Polizisten nach einer solchen Führungsansprache ihren Dienst – im lutherischen Sinne – als Gottesdienst feiern. Ich erwarte aber schon, dass sie ihren Dienst als sinnvoll erfahren werden. Und ich erwarte auch,

dass sie für diesen so ausgeführten Dienst die gesellschaftliche Anerkennung bekommen werden, die ihm entspricht. Und ich erwarte, dass die durch unser Beamtenengesetz garantierte „materielle Sicherheit“ dadurch wieder einen Wert ansich darstellt – weil materielle Ansprüche von ihrer nicht erfolgversprechenden Rolle der Kompensation der ersten beiden Faktoren befreit würde.

Die Pickelhaube ist Vergangenheit. Der Porsche hat sich nicht bewährt. Vielleicht finden wir gemeinsam ein neues Symbol für das, was Polizei in unserer Gesellschaft leistet.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit